

Prosa

James
Joyce

Suhrkamp uarto

Prosa

SV

James Joyce

Prosa

In den Übersetzungen von
Wolfgang Hildesheimer,
Klaus Reichert, Hans Wollschläger
und Dieter E. Zimmer

Im Anhang: Deutschsprachige
Autoren über James Joyce

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2010

© Surkamp Verlag Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42160-4

1 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Inhalt

Dubliner	7
Die Schwestern	9
Eine Begegnung	18
Arabia	26
Eveline	33
Nach dem Rennen	38
Zwei Kavaliere	44
Die Pension	55
Eine kleine Wolke	63
Entsprechungen	77
Erde	88
Ein betrüblicher Fall	95
Efeutag im Sitzungszimmer	105
Eine Mutter	121
Gnade	133
Die Toten	156
 Giacomo Joyce	 199
 Stephen der Held	 219
 Ein Porträt des Künstlers als junger Mann	 427
 Ulysses	 667
 Anna Livia Plurabelle	 1499
 Anna Livia Plurabelle	 1521

Anhang

Deutschsprachige Autoren über James Joyce	1541
Hermann Broch, James Joyce und die Gegenwart	1543
Bertolt Brecht, Praktisches zur Expressionismusdebatte	1573
Wolfgang Hildesheimer, Übersetzung und Interpretation einer Passage aus <i>Finnegans Wake</i> von James Joyce	1577
Arno Schmidt, Das Buch Jedermann, James Joyce zum 25. Todestage	1590
Siegfried Unseld, Sehnsucht eines Schriftstellers	1615
Hans Wollschläger, Einführung	1618
Wolfgang Hildesheimer, Das Jüdische an Mr. Bloom	1631
Reto Hänyy, <i>Ulysses</i> , Eine Zusammenfassung	1645
Jürg Laederach, Molly B. und der Syntaxzerfall	1650
Patrick Roth, Dissolve: Mit Joy(ce) ins Bett der Toten	1654
 Nachweise	 1675

Dubliner

*Übersetzt von
Dieter E. Zimmer*

Die Schwestern

Es gab keine Hoffnung für ihn diesmal: es war der dritte Schlaganfall. Abend für Abend war ich an dem Haus vorbeigegangen (es war Ferienzeit) und hatte das erleuchtete Fensterviereck studiert: und Abend für Abend hatte ich es in der nämlichen Weise erleuchtet gefunden, schwach und gleichmäßig. Wenn er tot wäre, dachte ich, würde ich den Widerschein von Kerzen auf dem nunmehr dunklen Rouleau sehen, denn ich wußte, daß zu Häupten eines Leichnams zwei Kerzen aufgestellt werden müssen. Oft hatte er zu mir gesagt: *Lange bin ich nicht mehr von dieser Welt*, und ich hatte seine Worte für leeres Gerede gehalten. Jetzt wußte ich, daß sie wahr waren. Jeden Abend, wenn ich zu dem Fenster hinauf sah, sagte ich leise das Wort *Paralyse* vor mich hin. Es hatte immer seltsam in meinen Ohren geklungen, wie das Wort *Gnomon* im Euklid und das Wort *Simonie* im Katechismus. Doch jetzt klang es mir wie der Name eines übeltäterischen und sündigen Wesens. Es erfüllte mich mit Furcht, und doch verlangte es mich, ihm näher zu sein und sein tödliches Werk zu betrachten.

Old Cotter saß am Feuer und rauchte, als ich zum Abendessen herunterkam. Während meine Tante mir meinen Haferbrei aufschöpfte, sagte er, als käme er auf eine eigene frühere Bemerkung zurück:

– Nein, ich würde nicht gerade sagen, daß er . . . aber er hatte so etwas Komisches . . . so etwas Unheimliches an sich. Wenn ihr meine Meinung hören wollt . . .

Er begann, an seiner Pfeife zu ziehen, und legte sich zweifellos in Gedanken seine Meinung zurecht. Langweiliger alter Dummkopf! In der ersten Zeit unserer Bekanntschaft war er noch ganz unterhaltsam gewesen, wenn er vom Entgeisten und Kühlen erzählte; aber ich war seiner und seiner endlosen Geschichten über die Brennerei bald überdrüssig geworden.

– Ich habe da so meine eigene Theorie, sagte er. Ich glaube, er war einer von diesen . . . merkwürdigen Fällen . . . Aber es ist schwer zu sagen . . .

Er begann wieder an seiner Pfeife zu ziehen, ohne uns seine Theorie mitzuteilen. Mein Onkel sah, wie ich hinstarrte, und sagte zu mir:

– Tja, du wirst traurig sein, aber dein alter Freund ist nun also nicht mehr.

– Wer? fragte ich.

– Pater Flynn.

– Ist er tot?

– Mr. Cotter hier hat's uns grade erzählt. Er ist am Haus vorbeigekommen.

Ich wußte, daß ich beobachtet wurde, und so aß ich weiter, als interessiere mich die Nachricht nicht. Mein Onkel versorgte Old Cotter mit Erklärungen.

– Der Junge und er waren große Freunde. Der Alte hat ihm eine große Menge beigebracht, wissen Sie; und er soll ihm sehr am Herzen gelegen haben.

– Gott sei seiner Seele gnädig, sagte meine Tante fromm.

Old Cotter sah mich eine Weile an. Ich fühlte, daß seine kleinen perligen schwarzen Augen mich prüften, aber ich mochte ihm den Gefallen nicht tun, von meinem Teller aufzusehen. Er kehrte zu seiner Pfeife zurück und spuckte schließlich rüde in den Kamin.

– Mir wär es nicht recht, sagte er, wenn meine Kinder zuviel mit so einem Mann zu tun hätten.

– Wie meinen Sie das, Mr. Cotter? fragte meine Tante.

– Ich meine, sagte Old Cotter, es ist nicht gut für die Kinder. Ich bin der Ansicht: ein junger Bursche soll mit gleichaltrigen Burschen rumrennen und spielen und nicht . . . Hab ich recht, Jack?

– Das ist auch mein Grundsatz, sagte mein Onkel. Er soll lernen, sich durchzuboxen. Das sage ich diesem Rosenkreuzer hier ja dauernd: treib Sport. Also als ich so ein junger Spund war, da hab ich Morgen für Morgen kalt gebadet, Winter wie Sommer. Und das kommt mir heute zugute. Bildung ist ja schön und gut . . . Vielleicht nimmt Mr. Cotter ein Stück Hammelkeule, fügte er zu meiner Tante gewandt hinzu.

– Nein, nein, keine Umstände, sagte Old Cotter.

Meine Tante holte die Platte aus dem Fliegenschrank und stellte sie auf den Tisch.

– Aber wieso meinen Sie, daß es nicht gut ist für die Kinder, Mr. Cotter? fragte sie.

– Es ist nicht gut für die Kinder, sagte Old Cotter, weil ihr Geist so leicht zu beeindrucken ist. Wenn Kinder so etwas sehen, wissen Sie, dann hat das seine Wirkungen . . .

Ich stopfte mir den Mund voll Haferbrei, aus Angst, ich könnte meinem Zorn Ausdruck geben. Langweiliger alter rotnasiger Kretin!

Es war spät, als ich einschlief. Obwohl ich wütend auf Old Cotter war, weil er von mir sprach wie von einem Kind, zergrübelte ich mir doch den Kopf, um seinen unvollendeten Sätzen Sinn zu entnehmen. Im Dunkel meines Zimmers stellte ich mir vor, ich sähe noch einmal das schwere graue Gesicht des Paralytikers. Ich zog mir die Decken über den Kopf und versuchte an Weihnachten zu denken. Aber das graue Gesicht folgte mir weiterhin. Es murmelte etwas; und ich begriff, daß es etwas zu beichten beehrte. Ich fühlte, wie meine Seele in eine angenehme und lasterhafte Gegend wich; und auch dort wartete es schon auf mich. Es hob an, mir mit murmelnder Stimme zu beichten, und ich fragte mich, warum es unverwandt lächele und warum die Lippen so feucht seien von Speichel. Aber dann fiel mir ein, daß es an Paralyse gestorben war, und ich fühlte, daß auch ich schwach lächelte, wie um den Simonisten loszusprechen von seiner Sünde.

Nach dem Frühstück am nächsten Morgen ging ich und sah mir das kleine Haus unten in der Great Britain Street an. Es war ein unscheinbarer Laden, der unter dem vagen Namen »Tuchwaren« firmierte. Die Tuchwaren bestanden vornehmlich aus wollenen Kinderstiefeln und Schirmen; und an gewöhnlichen Tagen hing immer ein Schild mit der Aufschrift *Neubespannung von Schirmen* im Fenster. Jetzt war kein Schild zu sehen, denn die Läden waren vorgehängt. Ein Florstrauß war mit Band am Türklopfer befestigt. Zwei arme Frauen und ein Telegrammbote lasen die Karte, die an den Trauerflor gesteckt war. Ich trat hinzu und las:

1. Juli 1895

The Rev. James Flynn (vormals S. Catherine's-Church,
Meath Street), im Alter von fünfundsechzig Jahren.

R. I. P.

Das Lesen der Karte überzeugte mich, daß er tot war, und zu meinem Befremden wußte ich nicht weiter. Wäre er nicht tot gewesen, so wäre ich in das kleine dunkle Zimmer hinter dem Laden gegangen und hätte ihn in seinem Lehnstuhl am Feuer sitzend gefunden, von seinem Überzieher fast erstickt. Vielleicht hätte meine Tante mir ein Päckchen High Toast für ihn mitgegeben, und das Geschenk hätte ihn aus seinem betäubten Halbschlaf geweckt. Immer war ich es, der das Päckchen in seine schwarze Schnupftabakdose leerte, denn seine Hände zitterten zu sehr, als daß er es selber

hätte tun können, ohne die Hälfte des Tabaks auf den Boden zu schütten. Sogar wenn er die große zitternde Hand an die Nase hob, rieselten kleine Wolken davon durch seine Finger vorne auf seinen Mantel. Vielleicht war es dieser ständige Schnupftabakregen, der seinen bejahrten Priestergewändern ihr grünes verblichenes Aussehen verlieh, denn das rote Taschentuch, das immer von den Tabakflecken einer Woche geschwärzt war und mit dem er die herabgefallenen Krümel wegzuwischen versuchte, war völlig wirkungslos.

Ich wäre gern hineingegangen und hätte ihn mir angesehen, aber ich hatte den Mut nicht, zu klopfen. Ich entfernte mich langsam auf der Sonnenseite der Straße und las im Gehen alle Theateranzeigen in den Schaufenstern. Ich fand es sonderbar, daß weder ich noch der Tag in Trauerstimmung zu sein schienen, und fast ärgerte es mich, in mir ein Gefühl von Freiheit zu entdecken, als hätte mich sein Tod von irgendetwas befreit. Ich wunderte mich darüber, denn, wie mein Onkel am Abend zuvor gesagt hatte, er hatte mir eine große Menge beigebracht. Er hatte am Irischen Kolleg in Rom studiert, und er hatte mir die richtige lateinische Aussprache beigebracht. Er hatte mir Geschichten über die Katakomben und über Napoleon Bonaparte erzählt, und er hatte mir die Bedeutung der verschiedenen Zeremonien der Messe und der verschiedenen Gewänder erklärt, die der Priester trägt. Manchmal hatte er sich den Spaß gemacht, mir schwierige Fragen zu stellen, etwa was man unter gewissen Umständen zu tun habe oder ob diese oder jene Sünde eine Todsünde oder eine läßliche Sünde oder nur eine Unvollkommenheit sei. Seine Fragen zeigten mir, wie kompliziert und geheimnisvoll gewisse Einrichtungen der Kirche waren, die ich immer für die simpelsten Handlungen gehalten hatte. Die Pflichten des Priesters gegenüber der Eucharistie und gegenüber dem Beichtgeheimnis schienen mir so schwerwiegend, daß ich mich fragte, wie jemand je den Mut aufgebracht habe, sie auf sich zu nehmen; und es überraschte mich nicht, als er mir erzählte, daß die Kirchenväter Bücher so dick wie das *Post Office Directory* und so eng gedruckt wie die Gerichtsmeldungen in der Zeitung geschrieben hätten, um alle diese verwickelten Fragen zu erhellen. Wenn ich das bedachte, konnte ich oft keine Antwort geben oder nur eine sehr törichte und zögernde, woraufhin er gewöhnlich lächelte und zwei- oder dreimal mit dem Kopf nickte. Hin und wieder ging er die Antworten der Messe mit mir durch, die er mich auswendig hatte lernen lassen; und während ich sie heruntersagte, lächelte er immer

nachdenklich, nickte mit dem Kopf und schob ab und zu gewaltige Prisen Schnupftabak abwechselnd in beide Nasenlöcher. Wenn er lächelte, entblößte er immer seine großen verfärbten Zähne und ließ die Zunge auf der Unterlippe ruhen – eine Angewohnheit, die mich am Anfang unserer Bekanntschaft, ehe ich ihn besser kennenlernte, beklommen gemacht hatte.

Während ich in der Sonne weiterging, erinnerte ich mich an Old Cotter's Worte und suchte mich zu erinnern, was später in dem Traum geschehen war. Ich erinnerte mich, daß ich lange Samtvorhänge und eine hin- und herschwingende Lampe von altertümlicher Art gesehen hatte. Ich hatte das Gefühl, daß ich sehr weit weg gewesen wäre, in einem Land mit fremden Bräuchen – in Persien, dachte ich . . . Aber an das Ende des Traums vermochte ich mich nicht zu erinnern.

Am Abend nahm mich meine Tante mit zum Besuch im Trauerhaus. Es war nach Sonnenuntergang; aber die nach Westen gelegenen Fensterscheiben der Häuser spiegelten das lohfarbene Gold einer großen Wolkenbank. Nannie empfing uns auf dem Flur; und da es ungebührlich gewesen wäre, auf sie einzuschreien, schüttelte ihr meine Tante für uns alle die Hand. Die alte Frau zeigte fragend nach oben, und als meine Tante nickte, quälte sie sich uns voran die schmale Treppe hinauf, den gebeugten Kopf kaum über Geländerhöhe. Auf dem ersten Absatz blieb sie stehen und wies uns ermutigend zur offenen Tür des Totenzimmers. Meine Tante ging hinein, und die alte Frau, die sah, daß ich einzutreten zögerte, machte mir wiederholt Zeichen mit der Hand.

Ich ging auf Zehenspitzen hinein. Durch den Spitzensaum des Rouleaus drang dämmriges goldenes Licht in den Raum, in dem die Kerzen wie bleiche dünne Flammen aussahen. Er war eingesargt worden. Nannie machte den Anfang, und wir drei knieten am Fußende des Bettes nieder. Ich tat, als betete ich, aber ich konnte meine Gedanken nicht sammeln, da mich das Gemurmel der alten Frau ablenkte. Mir fiel auf, wie unbeholfen ihr Rock hinten zugehakt war und wie die Absätze ihrer Tuchstiefel beide nach einer Seite schiefgetreten waren. Mir kam es vor, als lächele der alte Priester, wie er dort in seinem Sarge lag.

Aber nein. Als wir uns erhoben und zum Kopfende des Bettes traten, sah ich, daß er nicht lächelte. Da lag er feierlich und füllig, eingekleidet wie für den Altar, in den großen Händen locker einen Kelch haltend. Sein Gesicht war sehr grimmig, grau und massig, mit schwarzen höhlenarti-

gen Nasenlöchern und von einem spärlichen weißen Pelz umrandet. Ein schwerer Geruch hing im Zimmer – die Blumen.

Wir bekreuzigten uns und gingen. In dem kleinen Zimmer unten thronte Eliza in seinem Lehnstuhl. Ich tastete mich zu meinem gewohnten Stuhl in der Ecke, während Nannie zum Büfett ging und eine Karaffe Sherry und einige Weingläser herausnahm. Sie setzte die Sachen auf den Tisch und lud uns ein zu einem Gläschen Wein. Auf Geheiß ihrer Schwester schenkte sie sodann den Sherry in die Gläser und reichte sie uns. Sie drang in mich, auch einige Sahnecracker zu nehmen, aber ich lehnte ab, weil ich dachte, ich würde beim Essen zuviel Krach machen. Sie schien von meiner Ablehnung etwas enttäuscht und ging still zum Sofa hinüber, wo sie hinter ihrer Schwester Platz nahm. Niemand sprach: wir alle starrten in den leeren Kamin. Meine Tante wartete, bis Eliza seufzte, und sagte dann:

– Jaja, er ist in eine bessere Welt eingegangen.

Eliza seufzte noch einmal und neigte zustimmend den Kopf. Meine Tante fingerte am Stiel ihres Weinglases, bevor sie daran nippte.

– Ist er . . . friedlich? fragte sie.

– Doch, ganz friedlich, Ma'am, sagte Eliza. Man hat gar nicht gemerkt, wann er den letzten Atemzug getan hat. Er hatte einen schönen Tod, Gott sei gelobt.

– Und alles . . . ?

– Pater O'Rourke war Dienstag bei ihm und hat ihn gesalbt und ihn vorbereitet und so.

– Er wußte also?

– Er war ganz gefaßt.

– Er sieht ganz gefaßt aus, sagte meine Tante.

– Das hat auch die Frau gesagt, die wir geholt haben, um ihn zu waschen. Sie sagte, er sieht ganz so aus, als ob er schläft, so friedlich und gefaßt sah er aus. Keiner hätte gedacht, daß er eine so schöne Leiche abgeben würde.

– Ja, wirklich, sagte meine Tante.

Sie nippte noch einmal an ihrem Glas und sagte:

– Tja, Miss Flynn, auf jeden Fall muß es für Sie ein großer Trost sein, zu wissen, daß Sie für ihn alles getan haben, was Sie konnten. Sie waren beide sehr gut zu ihm, das muß ich schon sagen.

Eliza strich ihr Kleid über den Knien glatt.

– Ach, der arme James! sagte sie. Gott weiß, wir haben alles getan, was

wir konnten, so arm wie wir sind – wir wollten nicht, daß ihm was abging, solange er noch da war.

Nannie hatte ihren Kopf an das Sofakissen gelehnt und schien drauf und dran, einzuschlafen.

– Die arme Nannie da, sagte Eliza und sah sie an, sie ist ganz kaputt. Die ganze Arbeit, die wir gehabt haben, sie und ich, die Leichenwäscherin kommen lassen und dann ihn aufbahren und dann der Sarg und dann alles fertigmachen wegen der Messe in der Kapelle. Wenn Pater O'Rourke nicht gewesen wär, ich weiß nicht, was wir überhaupt gemacht hätten. Er hat uns die ganzen Blumen da gebracht und die beiden Kerzenständer da aus der Kapelle und die Anzeige für den *Freeman's General* aufgesetzt und sich um die ganzen Papiere für den Friedhof gekümmert und um die Versicherung vom armen James.

– Das war aber freundlich von ihm, nicht? sagte meine Tante.

Eliza schloß die Augen und schüttelte langsam den Kopf.

– Hmm, es geht doch nichts über die alten Freunde, sagte sie, wenn es zum letzten kommt, kann man sich auf keinen verlassen.

– O ja, das stimmt, sagte meine Tante. Und ich bin sicher, jetzt, wo er seinen ewigen Lohn empfangen gegangen ist, wird er Sie und alle Ihre Güte nicht vergessen.

– Ach, der arme James! sagte Eliza. Er hat uns nicht viel Mühe gemacht. Man hat ihn im Haus nicht mehr gehört als jetzt. Aber ich weiß, er ist nun fort und so zum . . .

– Wenn erst alles vorbei ist, dann werden Sie ihn vermissen, sagte meine Tante.

– Das weiß ich, sagte Eliza. Ich bring ihm seine Tasse Bouillon nicht mehr rein, und Sie schicken ihm seinen Schnupftabak nicht mehr. Ach, der arme James!

Sie hielt inne, als kommuniziere sie mit der Vergangenheit, und sagte dann schlau:

– Wissen Sie, ich hab gemerkt, daß in letzter Zeit so etwas Komisches über ihn gekommen ist. Immer wenn ich ihm seine Suppe reingebracht hab, hab ich ihn gefunden, wie er im Sessel zurückgesackt war, das Brevier hat auf der Erde gelegen, und sein Mund war auf.

Sie legte einen Finger an die Nase und krauste die Stirn: dann fuhr sie fort:

– Aber trotz und alledem hat er immer wieder gesagt, daß er noch vor

Sommerende einmal ausfahren würde an einem schönen Tag, nur um das alte Haus wieder zu sehen, wo wir alle geboren sind, unten in Irishtown, und mich und Nannie wollte er mitnehmen. Wenn wir nur mal eine von den neumodischen Kutschen kriegen könnten, die keinen Lärm machen, von denen ihm Pater O'Rourke erzählt hat – die mit den rheumatischen Rädern –, hat er gesagt, billig für einen Tag bei Johnny Rush gegenüber, und alle drei gemeinsam mal einen Sonntagabend ausfahren könnten. Das hatte er sich in den Kopf gesetzt . . . Der arme James!

– Der Herr sei seiner Seele gnädig! sagte meine Tante.

Eliza nahm ihr Taschentuch heraus und wischte sich damit die Augen. Dann steckte sie es wieder in die Tasche und starrte eine Zeitlang schweigend in den leeren Kamin.

– Er war immer zu gewissenhaft, sagte sie. Die Pflichten des Priesteramts, das war zuviel für ihn. Und dann war sein Leben auch sozusagen durchkreuzt.

– Ja, sagte meine Tante. Er war ein enttäuschter Mann. Man hat es ihm angesehen.

Schweigen bemächtigte sich der kleinen Stube, und unter seinem Schutz trat ich zum Tisch und kostete von meinem Sherry und kehrte dann still zu meinem Stuhl in der Ecke zurück. Eliza schien in tiefe Träumerei versunken. Wir warteten respektvoll, daß sie das Schweigen bräche: und nach einer langen Pause sagte sie langsam:

– Es war dieser Kelch, den er zerbrochen hat . . . Damit hat es angefangen. Natürlich, es heißt, daß es nicht schlimm war, daß nichts drin war, meine ich. Aber trotzdem . . . Es heißt, der Junge war schuld. Aber der arme James war so nervös, Gott sei ihm gnädig!

– Und das war es? sagte meine Tante. Ich hörte etwas . . .

Eliza nickte.

– Das hat seinen Geist angegriffen, sagte sie. Danach wurde er dann so trübsinnig, redete mit niemand und ging immer allein für sich. Einmal nachts wurde er verlangt, weil er einen Besuch machen sollte, und sie konnten ihn nirgends finden. Sie haben von oben bis unten nach ihm gesucht; und trotzdem haben sie nirgends eine Spur von ihm gefunden. Dann hat der Küster vorgeschlagen, mal in der Kapelle nachzusehen. Dann haben sie sich die Schlüssel besorgt und die Kapelle aufgemacht, und der Küster und Pater O'Rourke und noch ein Priester, der da war, haben ein Licht mit reingegenommen, um ihn zu suchen . . . Und was glauben Sie, da war er, saß

ganz allein im Dunkeln in seinem Beichtstuhl, hellwach und wie wenn er leise für sich lachen täte?

Sie hielt plötzlich inne, wie um zu lauschen. Auch ich lauschte; aber im Haus war kein Geräusch: und ich wußte, daß der alte Priester still in seinem Sarg lag, wie wir ihn gesehen hatten, feierlich und grimmig im Tode, einen leeren Kelch auf der Brust.

Eliza fuhr fort:

– Hellwach und wie wenn er für sich lachen täte . . . Also dann natürlich, als sie das sahen, da haben sie gedacht, daß irgendetwas mit ihm nicht mehr stimmte . . .

Eine Begegnung

Es war Joe Dillon, der uns mit dem Wilden Westen bekannt machte. Er hatte eine kleine Bibliothek, bestehend aus alten Heften von *The Union Jack*, *Pluck* und *The Halfpenny Marvel*. Jeden Abend nach der Schule trafen wir uns in seinem Hintergarten und veranstalteten Indianerkämpfe. Er und sein dicker jüngerer Bruder, der faule Leo, hielten den Speicher des Stalls, während wir versuchten, ihn im Sturm zu nehmen; oder wir trugen auf der Wiese eine offene Feldschlacht aus. Aber so gut wir uns auch schlugen, niemals gewannen wir eine Belagerung oder eine Schlacht, und alle unsere Waffengänge endeten mit Joe Dillons Siegestanz. Seine Eltern gingen zur Acht-Uhr-Messe jeden Morgen in die Gardiner Street, und der friedliche Geruch von Mrs. Dillon beherrschte den Hausflur. Er aber spielte zu wild für uns, die wir jünger und zaghafter waren. Er sah einem Indianer nicht unähnlich, wenn er mit einem alten Teewärmer auf dem Kopf durch den Garten tobte, mit der Faust auf eine Blechbüchse einschlug und brüllte:

– Ja! jaka, jaka, jaka!

Keiner wollte es glauben, als es hieß, daß er sich zum Priester berufen fühlte. Dennoch war es wahr.

Ein Geist der Aufsässigkeit breitete sich unter uns aus, und unter seinem Einfluß traten Bildungs- und Temperamentsunterschiede zurück. Wir roteten uns zusammen, einige draufgängerisch, einige aus Spaß und einige fast aus Angst: und zu diesen, den widerwilligen Indianern, die als Streber oder Schwächlinge zu gelten fürchteten, gehörte auch ich. Die Abenteuer, von denen die Literatur des Wilden Westens erzählte, lagen meinem Wesen fern, aber wenigstens schlossen sie Türen auf zur Flucht. Manche amerikanischen Detektivgeschichten, die von Zeit zu Zeit von naturwüchsigen hitzköpfigen und schönen Mädchen durchstrichen wurden, sagten mir eher zu. Obwohl diese Geschichten nicht schlimm waren und obwohl sie manchmal sogar literarische Absichten verfolgten, kursierten sie in der Schule nur heimlich. Als Pater Butler eines Tages die vier Seiten römische Geschichte abhörte, wurde der täppische Leo Dillon mit einer Nummer von *The Halfpenny Marvel* erwischt.

– Diese Seite oder diese? Diese Seite? Los, Dillon, steh auf! *Kaum war der Tag . . .* Weiter! Was für ein Tag? *Kaum war der Tag angebrochen . . .* Hast du's gelernt? Was hast du denn da in der Tasche?

Alle Herzen klopfen, als Leo Dillon das Heft hinaufreichte, und alle setzten ein unschuldiges Gesicht auf. Pater Butler blätterte stirnrunzelnd.

– Was ist das für Schund? sagte er. *Der Apachen-Häuptling!* Das also liest du, statt deine römische Geschichte zu lernen? Ich wünsche von diesem elenden Zeug nichts mehr in diesem College zu finden. Der Mann, der das geschrieben hat, war sicher irgendein elender Schmierer, der solche Sachen für ein Bier schreibt. Ich staune, daß Jungs wie ihr, bei eurer Schulbildung, solch Zeug lest. Ich könnte es noch verstehen, wenn ihr auf die . . . National-Schule gehen würdet. Also, Dillon, ich rate dir dringend, mach deine Arbeit, oder . . .

Dieser Verweis während der nüchternen Schulstunden ließ die Glorie des Wilden Westens für mich erheblich verblasen, und das verwirrte aufgedunsene Gesicht Leo Dillons weckte eines meiner Gewissen. Doch wenn der dämpfende Einfluß der Schule fern war, hungerte ich von neuem nach wilden Aufregungen, nach jener Flucht, die mir einzig jene Chroniken der Gesetzlosigkeit zu bieten schienen. Der abendlichen Kriegsspiele war ich bald ebenso überdrüssig wie der vormittäglichen Schulroutine, da ich wollte, daß mir wirkliche Abenteuer zustießen. Aber wirkliche Abenteuer, so überlegte ich, stoßen dem nicht zu, der zu Hause bleibt: sie wollen in der Fremde gesucht werden.

Die Sommerferien waren nahe, als ich mich entschloß, wenigstens für einen Tag aus der Öde des Schullebens auszubrechen. Mit Leo Dillon und einem Jungen namens Mahony faßte ich den Plan, einen Tag lang zu schwänzen. Jeder von uns sparte Sixpence. Wir wollten uns früh um zehn auf der Canal Bridge treffen. Mahonys große Schwester sollte eine Entschuldigung für ihn schreiben, und Leo Dillon sollte seinen Bruder beauftragen, zu sagen, daß er krank sei. Wir planten, die Wharf Road entlangzugehen, bis wir zu den Schiffen kämen, dann mit der Fähre überzusetzen und bis zum Pigeon House hinauszugehen. Leo Dillon fürchtete, daß wir Pater Butler oder jemand anderem aus dem College begegnen könnten; aber Mahony stellte die sehr vernünftige Frage, was Pater Butler wohl draußen am Pigeon House machen sollte. Wir waren beruhigt: und ich brachte die erste Phase der Verschwörung zu Ende, indem ich mir von den anderen beiden Sixpence aushändigen ließ und ihnen gleichzeitig meine Sixpence